



Herbert Genzmer
liquid
Thriller

solibro



SUBKUTAN

THRILLER DIE UNTER DIE HAUT GEHEN

1. Sprado, Hans-Hermann: *Risse im Ruhm*.
Münster: Solibro Verlag 2005 • ISBN 978-3-932927-26-5
2. Sprado, Hans-Hermann: *Tod auf der Fashion Week*
Münster: Solibro Verlag 2007 • ISBN 978-3-932927-39-3 (HC)
Münster: Solibro Verlag 2022 • ISBN 978-3-96079-006-8 (Br)
3. Elke Schwab: *Mörderisches Puzzle*
Münster: Solibro Verlag 2011 • ISBN 978-3-932927-37-9
4. Elke Schwab: *Eisige Rache*
Münster: Solibro Verlag 2013 • ISBN 978-3-932927-54-6
5. Elke Schwab: *Blutige Mondscheinsonate*
Münster: Solibro Verlag 2014 • ISBN 978-3-932927-85-0
6. Elke Schwab: *Tödliche Besessenheit*
Münster: Solibro Verlag 2015 • ISBN 978-3-932927-95-9
7. Elke Schwab: *Gewagter Einsatz*
Münster: Solibro Verlag 2017 • ISBN 978-3-96079-020-4
8. Elke Schwab: *Tickende Zeitbombe*
Münster: Solibro Verlag 2017 • ISBN 978-3-96079-029-7
9. Elke Schwab: *Kriminelle Intelligenz*
Münster: Solibro Verlag 2021 • ISBN 978-3-96079-088-4
10. Herbert Genzmer: *Liquid. Thriller*
Münster: Solibro Verlag 2022 • ISBN 978-3-96079-092-1

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken.

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/ oder strafrechtliche Folgen haben.

Herbert Genzmer

liquid

Thriller

solibro



Herbert Genzmer studierte Linguistik, Anglistik und Kunstgeschichte, promovierte über *Lügenstrategien in Deutsch, Englisch und Spanisch* und veröffentlichte 34 Bücher: Romane, Reisebücher, Biografien, linguistische Arbeiten und weitere Sachbücher, von denen einige in zehn Sprachen übersetzt wurden. Zwölf Romane hat er aus dem Englischen und dem Niederländischen übersetzt.

eISBN 978-3-96079-093-8

1. Auflage 2022 • Originalausgabe

© SOLIBRO® Verlag, Münster 2022

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Michael Rühle

Coverfotos/- Leonhard Niederwimmer, Willfried Wende, Roman Shashko,

Elemente: Pete Linforth

Foto des Autors: Simon Erath

verlegt. gefunden. gelesen.

SOLIBRO

Lass niemals eine Krise ungenutzt verstreichen.

Winston Churchill

Wer die Nahrungsversorgung kontrolliert, kontrolliert die Menschen. Wer die Energieversorgung kontrolliert, kann ganze Kontinente kontrollieren. Wer das Geld kontrolliert, kann die Welt kontrollieren.

Henry Kissinger

Wir beschließen etwas, stellen das dann in den Raum und warten einige Zeit ab, ob was passiert. Wenn es kein großes Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, machen wir weiter - Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt.

Jean Claude Juncker

Inhalt

Februar 2029
Drei Monate früher
Frühjahr 2026
Januar 2029
Februar 2029

Februar 2029

Als sie Motorengeräusche hörte, ließ die Frau sich zu Boden fallen. Die Geräusche waren schwach, kamen aber schnell näher. Sie glitt in eine Mulde. Drückte den Kopf in den heißen Wüstensand. Es gab kaum Sträucher, keine Bäume, nichts, was sie verbergen konnte. Der Wagen fuhr querfeldein. Sie wusste, dass es ein Geländewagen war, denn hier in der Wüste New Mexicos konnte man sich nur mit einem solchen Fahrzeug fortbewegen. Allradantrieb, dachte sie, und lauschte darauf, wie das Fahrzeug näherkam und sich wieder entfernte, auf seinen Kampf mit dem Sand und dem unwirtlichen Terrain. La Migra, dachte sie. Immigration Police. Sie lag, wartete. Das Fahrzeug entfernte sich, kam näher, fuhr wieder weg, bis es fast nicht mehr zu hören war, doch als sich die Frau zu entspannen begann, kam es zurück und abermals presste sie sich an den Boden. Diesmal kam der Wagen so nah, dass sie aus dem Augenwinkel - sie wagte nicht, ihren Kopf zu heben - dessen lange Antenne sah, die die Luft peitschte. Sie kamen aus dem Süden, drehten und fuhren wieder zurück. Systematisch durchkämmten sie das Gebiet in Zickzacklinien von Westen nach Osten. Je nachdem, welchen Winkel sie beim nächsten Mal nahmen, konnten sie über die Stelle rollen, an der sie lag. Sie erhob sich nicht, sie robbte dicht am Boden nach Westen, um dem Gefährt zu entgehen, dessen Motor bei seinem Weg durch den Wüstensand in der Ferne wieder aufheulte. Als es weit genug weg war, sprang sie auf und rannte gebückt dreißig,

vierzig Meter der untergehenden Sonne entgegen und warf sich, als sie meinte, der Wagen würde drehen, wieder in eine flache Mulde mit niedrigem Gestrüpp und presste sich an den Boden. Trockene Äste von Sträuchern zerkratzten ihr Gesicht, sie schmeckte Blut an den Lippen, schon hörte sie den Jeep wieder heranschlingern und drückte sich tiefer in die trockenen, brechenden Sträucher, als der Wagen sich nur einige Meter von ihrem Versteck durch den Wüstenboden kämpfte. Da hörte sie über den Motor hinweg leises Rasseln hinter sich. Ohne den Kopf zu heben, blickte sie nach hinten, zuckte zusammen, erstarrte und nur schwer widerstand sie dem Impuls aufzuspringen und wegzulaufen: Nicht weit von ihren Füßen ringelte sich eine Klapperschlange. Sie schaute sie an, dann wiegte ihr Kopf nach links und sie sah dem Fahrzeug hinterher, die gespaltene Zunge glitt aus dem Maul und wieder hinein, das Ende ihres Schwanzes war aufgestellt, rasselte. Sie war kaum mehr als einen Meter entfernt. Es war das Fahrzeug, das das Reptil aufgeschreckt hatte. Sein wütendes Röhren. Die Stöße, die es im Boden verursachte. Als sie das begriff, atmete sie leise aus und zwang sich, ruhig liegenzubleiben, bis der Wagen weit genug weg war, und nicht direkt in wilder Panik aufzuspringen. Ohne das Tier aus den Augen zu lassen, wartete sie angespannt darauf, dass die Geräusche des Jeeps sich entfernten. Als sie meinte, sie seien weit genug, sprang sie unvermittelt auf und lief geduckt und ohne noch einmal nach der Schlange zu sehen aus der Mulde und weiter nach Westen, weg von dem Reptil und vom Kurs der Patrouille, die, davon war sie inzwischen überzeugt, nach ihr und nicht nach irgendwelchen illegalen Mexikanern suchte, dafür war die Entfernung bis zur Grenze zu groß. Bis zum Rio Grande hatte sie noch gut zwei Tagesmärsche vor sich, wenn sie gut vorankam. Seit dem kleinen Nest Cornudas im Norden,

wo sie ihren Wagen hatte stehen lassen, war sie bestimmt hundert Kilometer gegangen. Bisher bei Tag, was wegen der besseren Sicht leichter war, obwohl die Hitze besonders mittags und nachmittags schwer zu ertragen war. Das musste sie ändern. Sie hätte nicht damit gerechnet, dass man sie so weit entfernt von der Grenze suchen würde. Wer weiß, vielleicht erlag sie einem Verfolgungswahn und niemand vermisste sie, keiner war hinter ihr her und was sie erlebte, war nichts weiter als eine Routinekontrolle im grenznahen Gebiet. Dennoch beschloss sie, ab sofort nur noch nachts zu gehen. Dann war es auch kühler.

Keiner wusste mehr, woher Cornudas seinen Namen hatte und den neunzehn Menschen, die da noch lebten, war das Hirn ausgetrocknet, die wussten längst nicht mehr, was das Wort bedeutete, wenn sie es überhaupt je gewusst hatten. Ein paar Tagesmärsche entfernt Richtung Südwesten lag Ciudad Juárez, wo man sehr wohl wusste, was das bedeutete. Nur wer diesem amerikanischen Kaff einen solch absurden Namen gegeben hatte, konnte auch dort keiner mehr sagen. In Ciudad Juárez hatte man andere Sorgen. Hier starben jeden Tag um die zehn Menschen. Offiziell waren es die Kartelle, die sich erbitterte Kämpfe lieferten, aber der Ort war für viele praktisch, und die Schuldigen standen immer fest - egal für welches Verbrechen - nur verhaftet wurde kaum je einer.

Noch fünfundzwanzig, dreißig Kilometer und sie musste an den Fluss kommen, ihn durchqueren und war in Mexiko. Damit aber nicht in Sicherheit. Sie war raus aus den USA, doch auch in Mexiko gab es Probleme. In gewisser Weise erst recht. Aber sie hoffte, dort werde keiner nach ihr suchen. Wer sich südlich der Grenze bewegte, hatte es

unweigerlich mit Drogen und Kartellen und deren zahllosen Handlangern zu tun. Sicherheit konnte dort niemand garantieren. Mit einem der Kartellbosse aber wollte Madeleine Alberti zusammenkommen, den suchte sie. Darum dieser härtere Weg nach Süden und über die Grenze nach Mexiko.

Abends war schließlich nur noch der leise Wind über der Wüste zu hören. Die Gefahr war überstanden. Der Wagen weg. Ihr Puls hatte sich beruhigt. Sie war entkommen. Die Sonne war untergegangen und mit einem Schlag war es dunkel. Und kalt.

Angefordert von der örtlichen Polizei und der Landesregierung von Chihuahua waren vor zwei Wochen in einer Strafaktion gegen die Kartelle das mexikanische Militär und eine Abteilung der Bundespolizei nach Ciudad Juárez einmarschiert. Ein paar Dutzend schmierige Handlanger der Drogenbosse wurden verhaftet, der weit größeren Anzahl jedoch hatte man beim geringsten Widerstand eine Kugel verpasst. Am besten machen wir keine Gefangenen, hatte der kommandierende Offizier, Hauptmann Diego Blasquez Duarte, als Parole ausgegeben. Wen ihr umlegen könnt, legt ihr um, ist nicht schade drum. Dann hatte er gelacht und seine weißen Zähne gezeigt, denn ihm gefiel sein Befehl und dass er sich reimte auch. Die Operation wurde in Mexiko-Stadt als Erfolg gefeiert und schon nach drei Tagen wurde das Militär abgezogen. Man hatte den Kartellen eine Lektion erteilt und ihnen gezeigt, wer die Macht hat. Colonel Blasquez Duarte war der Mann der Stunde. Da er Familie in Juarez hatte, blieb er noch und fuhr nicht zurück zu seiner Familie in der Hauptstadt, die wie das Bundesland selbst Chihuahua hieß.

Am Montag nach der erfolgreichen Operation gegen die Drogenkartelle fuhren zwei Konvois fast identischer viertüriger und dunkelblauer Toyota Hilux Pick-ups mit Doppelkabinen für fünf Personen und ausreichend Raum für weitere sechs Personen auf den Ladeflächen von Westen, aus Sonora, und aus dem Norden, von El Paso, also aus den USA kommend, über die Grenzbrücke und den Rio Grande nach Juárez. Die insgesamt neun Wagen fuhren bis ins Zentrum und von da in verschiedene Stadtteile. Wer sie sah, ging schnell aus dem Weg und verschwand von der

Straße. Wer ihnen im Auto begegnete, wich aus, bog in eine Seitenstraße und hoffte, es wäre keine Sackgasse und sie führen nicht hinterher. Drei der Toyotas näherten sich von drei Seiten dem Polizeipräsidium. Noch fahrend eröffneten die Männer auf den Ladeflächen das Feuer aus modernen Sturmgewehren, deren Projektilen so gut wie alles durchdrangen, sich tief in die Wände bohrten und die dünneren Wände durchschlugen. Alle Wachen vor und um die Polizeizentrale lagen getroffen auf dem Boden. Man hatte ihnen in die Beine geschossen, denn sie trugen am Oberkörper kugelsicherere Westen. Die Männer sprangen von den Ladeflächen und schossen jedem am Boden liegenden und vor Schmerz schreienden Polizisten ins Gesicht. Dann stürmten etwa dreißig Männer das Gebäude, die drei Fahrer blieben in den Toyotas, jeweils in der Hand eine großkalibrige Handfeuerwaffe. Die anderen sechs Wagen fuhren in Paaren zu zweit an verschiedene Punkte der Stadt, den Platz vor der Kirche von San Lorenzo mit seinen an die Frauenmorde gemahnenden Buntglasfenstern in Form von Kreuzen unweit der Grenze, an eine Brücke über den Rio Conchos und auf den Parkplatz des Einkaufszentrums Galerías Tec mit dem Cinemex-Kinokomplex. Im Wagen blieben je zwei Männer, die anderen stiegen aus oder sprangen von den Laderampen, und da, wo sie waren, griffen sie Personen an, die die Kirche aufsuchten, Menschen, die die Brücke passierten, zufällige Kinobesucher oder Passanten, die gerade aus ihren Wagen stiegen. Auf der Brücke über den Rio Conchos legten sie sieben Frauen, zwölf Männern und drei Kindern mit flinken Bewegungen Seile um den Hals, verknoteten das andere Ende am Brückengeländer und je zwei packten die laut und weinend um Gnade winselnden Menschen und warfen sie, ohne sie anzusehen oder ihnen zu antworten, von der Brücke. Im Einkaufszentrum erschossen die

Männer insgesamt achtzehn Personen, packten sie und legten sie in einem Abstand von einem Meter in einer Reihe auf den Boden vor den Haupteingang. Die Insassen der beiden letzten Pick-ups betraten die Kirche des Heiligen Lorenz und erschossen zwölf Personen, meist alte Leute, die an einer Frühmesse teilnahmen. Den Priester und einen bei der Messe assistierenden Ministranten vierteilten sie bei lebendigem Leib und arrangierten die Körperteile auf dem Boden vor dem Altar. Der Heilige Lorenz, selbst gefoltert und im Rom des 3. Jahrhunderts auf einem glühenden Rost getötet, ist Schutzpatron der Feuerwehrleute, Köche, Bäcker und Bierbrauer, Gläubige rufen ihn bei Ischiasproblemen oder Hexenschuss an.

Keiner stellte sich den Männern in den Weg, niemand, der davonkam, schaute sie auch nur an, nicht einmal die, die in weit entfernten Wagen saßen oder vorüberfahren sahen hin, alle senkten ausnahmslos den Blick. Die Sicarios, die Auftragskiller der größten Kartelle, die, obwohl normalerweise untereinander verfeindet und sich wegen der Kontrolle von Territorien gegenseitig bekämpfend, hatten sich für diese Racheaktion zusammengeschlossen. Nach der Tat fuhren sie wieder zurück an ihre jeweiligen Standorte. In der Hauptstadt Chihuahua waren schon in der Nacht zwei Männer ins Haus des Colonel Blasquez Duarte eingedrungen und hatten seine Frau Evalina geköpft und die beiden minderjährigen Kinder erhängt. Ihm selbst war nichts geschehen, man hatte ihm aber einen Umschlag mit Fotos der Leichen und dem Zustand des Hauses zukommen lassen. Der Chef des Chihuahua-Kartells, der wegen seiner Ähnlichkeit mit den Olmekenstatuen im Archäologischen Museum in der Hauptstadt Mexico City El Olmeca genannt wurde, hatte gemeint, das wäre eine härtere Strafe als der

eigene Tod, denn für ihn stand seine Familie und überhaupt die Familie über allem anderen.

Drei Monate früher

»**Guten Tag**, ich würde gern Richard Weigelt sprechen.«

»Herr Weigelt ist in einem Gespräch, darf ich Ihren Namen notieren, er wird Sie zurückrufen.«

»Mein Name ist Madeleine Alberti, Dr. Madeleine Alberti, aber es ist im Moment schwer, mich zu erreichen, ich bin unterwegs. Ich melde mich wieder. Wann ist eine gute Zeit, Herrn Weigelt zu erreichen?«

»Normalerweise früh morgens, Herr Weigelt ist immer sehr früh im Haus.«

»Danke! Schönen Tag noch.«

Sie schaltete das Telefon aus.

Seit Wochen suchte Alberti im Internet nach Informationen über den Stand eines möglichen Bargeldverbots und eigentlich nach möglichen Kontaktpersonen, mit denen sie ihre Beobachtungen in Esperanza besprechen konnte. Dabei war sie auf die von dem Juristen Richard Weigelt gegründete Initiative *Gedruckte Freiheit* in Frankfurt a. M. gestoßen. Weigelt hatte diese Bürgerinitiative schon vor Jahren ins Leben gerufen und in Anlehnung an das Zitat des russischen Dichters Fjodor Dostojewski, »Geld ist mir geprägte Freiheit«, den Namen gewählt und es zu ihrem Motto gemacht. Die Initiative hatte eine gute Internetpräsenz und war nicht nur in Frankfurt, sondern auch in anderen europäischen Ländern in Schwesterorganisationen

vertreten. Bei ihrer Suche stieß Alberti auch auf Kritik an der Initiative, die jedoch, wie oft in solchen Fällen, aus ungeklärten Quellen oder von finanzpolitisch konservativen Webseiten kam oder die offen von regierungsfreundlichen Institutionen stammte. Man verunglimpfte Weigelt als antiquierten Sektierer oder rückte ihn in die Nähe von denen, die er selbst angriff: konservative Gruppierungen und Stiftungen, die meisten davon mit neoliberalen Hintergrund. Schon weil Weigelt Jurist und Banker war, wurde er gerade in konservativen Kreisen sogar in die Nähe krimineller Vereinigungen gerückt. Die Verbindung war leicht hergestellt, denn wer war tatsächlich noch an Bargeld interessiert, hieß es, wer wehrte sich gegen seine mögliche Abschaffung? Kriminelle, war die einschlägige Antwort. Die und all jene, die mit Schwarzgeld hantierten, all jene, die etwas zu verheimlichen hatten. Natürlich kleine Handwerker, aber eben auch Bettler, Obdachlose, sie alle standen einer Mehrheit von Menschen gegenüber, die es als Fortschritt empfanden, alles schnell und einfach über ihren Computer, per Handyknopfdruck, Gesichtserkennung oder mit ihren Kreditkarten kaufen oder abwickeln zu können, wie man es schon seit Jahren tat. Nur stand jetzt die Forderung im Raum, das Bargeld vollkommen abzuschaffen. Dem System arbeite diese Entwicklung zu, las Alberti auf den Seiten der Social Networks von *Gedruckte Freiheit*. Wenn Bargeld abgeschafft würde, hieß es da, nehme man dem Bürger das Sparen, wodurch er aufgefordert werde, sein Geld vermehrt auszugeben, was kurzfristig zu einer Konjunkturbelebung führe, langfristig jedoch dazu einlade, immer mehr Schulden zu machen. Sehr viel mehr, so Weigelts Kernsatz, als dies mit Bargeld möglich wäre. Sicher, sagte er bei einer Talkshow im ZDF, die Alberti auf seiner Facebook-Seite fand, der Konsum steige, aber gleichzeitig auch die Schuldenaufnahme der

Privathaushalte. Andererseits tendierten Menschen gerade in Krisenzeiten dazu, Geld zu sparen, und Krisen jeder Art seien in der zweiten Dekade des zweiten Millenniums zum Normalzustand geworden. Wir taumeln von einer Krise in die nächste, sagte er. Darum Vorsicht: Mag sein, irgendwann fehlt jedes Maß. Und vergessen Sie eins nicht, fuhr er fort: Magnetstreifen hinterlassen immerzu ihre Spuren, rief er lächelnd gegen die wütenden Aufschreie der Befürworter der Bargeldabschaffung in der Sendung an, und das bedeutet schließlich die totale Kontrolle des Menschen. Hier geht es um die Schaffung des gläsernen Bürgers, der uns ja immerzu als weit entfernte Utopie vorgehalten wird und schon immer vorgehalten wurde. Es bedeutet die Wandlung vom Individuum zum Algorithmus. All jene, argumentierte er, die das Geld und damit die Freiheit, die *Gedruckte Freiheit*, abschaffen, seien nichts weiter als die Totengräber der Freiheit eines jeden einzelnen Menschen. Das aber, schloss Weigelt, entspreche nicht dem Willen der Bürger, erst recht nicht ihrem Verständnis von Demokratie und dürfe somit politisch nie durchgesetzt werden.

Richard Weigelt gefiel ihr, er war eloquent und ließ sich, wie es schien, durch nichts einschüchtern. Er sah auch gut aus, fand sie, musste in ihrem Alter sein, und es wäre bestimmt interessant, ihn eines Tages kennenzulernen. Bevor sie ihren Laptop zuklappte, klickte sie sich noch einmal durch alle Bilder auf seinen Reddit- und LinkedIn-Seiten und je länger sie ihn betrachtete, desto besser gefiel er ihr. Diese dicken, dunkelblonden Haare, die er sich immerzu mit fast dramatischer Vehemenz aus der Stirn und nach hinten schaufelte, der blonde Schatten seines Stoppelbarts. Dazu die dunklen Augen mit unvergleichlich intensivem Blick. Weigelt strahlte Kraft und Intelligenz aus. Souveränität. Alberti zog eins der Fotos größer und strich

auf dem Monitor mit dem Zeigefinger über sein Gesicht. Dich würde ich jetzt gern hierhaben, in dieser gottlosen Einöde wärst du ein Lichtblick, murmelte sie.

Esperanza, der Ort, an dem Madeleine Alberti arbeitete und lebte, lag umgeben von hunderten Kilometern Wüste im Süden der USA in New Mexico. Sport war die einzige Ablenkung, die ihr hier Spaß machte. Und sie war die einzige Frau, die in exponierter Stellung in der Forschung arbeitete. Fast alle anderen waren verheiratete Amerikaner, die zwar alles versuchten, sie für sich einzunehmen, wie Madeleine es nannte, wenn sie freundlich an ihre Kollegen dachte, von denen sie sich jedoch nie im Leben hätte anbaggern lassen, wie sie es abfällig bezeichnete, wenn sie die Situation realistisch einschätzte. Madeleine beschloss, am folgenden Morgen erneut einen Anruf zu versuchen. Denn bevor sie sich einen anderen Ort zum Telefonieren suchte als Esperanza, von wo private Gespräche, vor allem Gespräche über sensible Themen wie dieses, immer schwerer wurden, musste sie sicherstellen, dass sie in Weigelt einen ernsthaften Gesprächspartner finden würde, vor allem ein offenes Ohr. Was bedeutete, er musste jemand sein, der für alles, was sie hier erlebt und herausgefunden hatte, ja, an dem sie selbst beteiligt war, aufgeschlossen war.

Das war das! Das war der geschäftliche Teil. Madeleine lächelte. Ganz abgesehen davon jedoch gefiel ihr dieser Weigelt immer besser, dass sie ihn auch schon deshalb anrufen wollte, sie wollte seine satte, dunkle Stimme, die sie nur aus dem Internet kannte, live hören.

Rethinking Paper Currency hieß der Vortrag des amerikanischen Ökonomen Kenneth Rogoff, den er 2014 zum ersten Mal an verschiedenen Orten in den USA und Europa gehalten hatte. Er propagierte darin die Vorteile eines bargeldlosen Geldverkehrs, die damit verbundene Eliminierung von Wirtschaftskriminalität und Kriminalität überhaupt, die erleichterte Durchsetzung von Negativzinsen durch die Zentralbanken der verschiedenen Länder und die Kontrolle von Steuerflüchtigen. Seine Ideen fanden früh die breite Zustimmung konservativer Gruppen in verschiedenen Ländern und wurden Teil eines neoliberalen Werbefeldzuges für die Abschaffung des Bargelds, der bis heute anhält und den Rogoff auch als Mittsiebziger weiterhin leitete. Zur Illustration seines Vortrags zeigte Rogoff mittels PowerPoint Fotos von Waffen auf Bergen aus Bündeln von einhundert Dollarnoten. Insgesamt zweihundert Millionen Dollar, sichergestellt bei der Festnahme eines der berühmtesten Drogenbosse Mexikos in jenen Jahren. Sichergestellt bedeutet, dass man irgendwo in den Außenbezirken von Ciudad Juárez ein Lagergebäude entdeckt und beschlagnahmt hatte, in dem Paletten mit eingeschweißten Geldbündeln fast bis zur Decke reichten. Die Botschaft war klar: Bargeld leistet der Kriminalität Vorschub, Bargeld brauchen nur Schwerkriminelle, die, wie es in den USA seit jeher Programm ist, immer von außerhalb des Landes stammen, aber innerhalb des Homelands ihr kriminelles Unwesen trieben, um dann das Land von innen heraus auszubluten, indem sie das Bargeld abtransportieren und in ihre Länder verbrachten. Selbst heute noch bestand Rogoff darauf, dass der Bau einer Mauer an der Grenze zu Mexiko unbedingt

notwendig gewesen wäre, vor allem einer transparenten Mauer, wie sie Donald Trump beizeiten gefordert hatte, hinter der sich niemand verschanzen könne, um illegalen Aktivitäten nachzugehen, wie einen Tunnel auszuheben, die Mauer zu beschädigen oder sie gar durch das Anbringen von Sprengladungen zum Einsturz zu bringen. Zur weiteren Stützung seiner These ging er weiter zurück in der Geschichte der sogenannten Narcos, wie die mittel- und südamerikanischen Drogenbosse genannt wurden und sich selber nannten. Er zeigte Bilder von Pablo Escobar, dem legendären kolumbianischen Herrn des Medellín-Kartells, wie er mit charmantem, fast spitzbübischem Lächeln vor unvorstellbaren Dollarbergen posierte. Danach folgten Bilder von seiner Leiche. Wie ein zur Strecke gebrachtes Wild lag er blutig, barfuß, mit weit über den gewaltigen, nackten Bauch geschobenem Poloheemd auf den Ziegeln eines Daches. Die, die ihn erlegt hatten, umstanden ihn lachend, wohl johlend – denn einige stehen in dem Foto mit offenen, wie schreienden Mündern an oder hinter der Leiche. Einer hatte den Fuß auf den Kadaver gestellt, ihm einen Arm in die Höhe ziehend, wie man einem erlegten Hirsch als Zeichen des menschlichen Triumphs über die Bestie das Geweih in die Luft hebt, um sein blutverschmiertes, entstelltes Gesicht den Kameras darzubieten. Zu seiner besten Zeit habe Escobar nicht mehr gewusst, wohin mit dem Geld, dozierte Rogoff. In Medellín sei er als eine Art Robin Hood gefeiert worden, denn vorgeblich finanzierte er ganze Landstriche und ließ sich von deren Bewohnern feiern. Von wegen Robin Hood, tönte Rogoff selbstgerecht, Robbing Hood, räuberischer Gangster, das ja, aber kein Wohltäter. Dass er dieselben Landstriche auch in Blut ertrinken ließ, wurde bei diesen Kampagnen verschwiegen; dass Escobar sich jeden Politiker im Land kaufen konnte, jeden Polizeichef, jeden

Polizisten sowieso; dass sein Wahn ihn so weit getrieben hatte, selbst Präsident des Landes werden zu wollen; dass er nichts weiter gewesen sei als ein größenwahnsinniger Prolet, der seinerzeit der siebtreichste Mann der Welt geworden war, rief Rogoff seinen Zuhörern entgegen. Er ließ das Geld eingeschweißt in Kunststoff an dutzenden Stellen im Dschungel vergraben. Als er es nach Jahren finden und ausgraben ließ, weil er, zunehmend in die Enge gedrängt, Geld brauchte, musste er entdecken, dass die Hitze des Dschungels, vor allem aber seine Feuchtigkeit, seine Geldberge in Schimmel verwandelt hatten. Die Wände seiner überall im Land verstreuten Landgüter waren aus Dollarpaketen errichtet worden und obwohl jeder das wusste, hätte sich niemand auch nur in die Nähe seiner Anwesen gewagt aus Angst, sofort liquidiert zu werden. Die Mär geht, dass dieser Gangster in kalten Nächten und schließlich auf der Flucht vor unseren Leuten, womit Rogoff CIA und US-Militär meinte, Geld im offenen Kamin verbrannte, um sich und seine Familie zu wärmen. In seinen privaten Zoos ließ er seine Widersacher den Löwen und Tigern zur Unterhaltung seiner Gäste zum Fraß vorwerfen, zeichnete er das düstere Bild weiter. »Im Kugelhagel unserer Waffen konnte er glücklicherweise schließlich zur Strecke gebracht werden, wir haben diesen Verbrecher gestoppt, wir haben ihn in seine Schranken verwiesen, wir haben ihm den Tod beschert«, rief er von der Rednertribüne. »All denen aber, die sich noch heute gegen einen Abschied vom elenden, vom kriminellen Bargeld stellen, sei gesagt«, und er hieb zur Unterstreichung mit der Faust aufs Rednerpult, »dass sie sich zu Komplizen des organisierten Verbrechens machen und von uns in eine Reihe mit solchen Gangstern gestellt werden und die Konsequenzen zu tragen haben, sollten sie nicht doch zur Besinnung kommen.«

Damals wie heute tauchte immer wieder die Frage auf, was aus den Lagerhallen voll aufgeschichteter Dollarnoten geworden war. Die einen, zu denen Idealisten wie Rogoff gehörte, behaupteten, das Geld wäre zerstört worden. Verbrannt. Andere wussten, dass Teile des Polizeikörpers, die die Geldmassen entdeckt hatten, sich ausgiebig bedient hatten. Was ein mexikanischer oder kolumbianischer Polizist, der oft noch seine Polizeiwaffe oder seine Uniform selber zahlen muss, in einer mittelgroßen Tasche wegschaffen kann, verändert sein gesamtes Leben. Dass das nicht stimme, versicherte Rogoff, »wir« - und immer, wenn er *wir* sagte, meinte er die Amerikaner - »haben es verbrannt und zerstört und abgeschafft und auf diese Weise keinen an sich lauterer Mann in Versuchung geführt und ihn vor seiner eigenen, möglichen Gier gerettet.«

Aber ist es nicht wahr, dass Menschen, die mit Fünfhundert-Euro-Scheinen zahlen, irgendwie schmierig erscheinen? Ja, dass man sich selber merkwürdig vorkommt, wenn man mit dem größten Schein der Eurowährung bezahlt und stets irgendwie Entschuldigungen murmelt, wenn man es tut? Es wundert nicht, dass die Scheine seit 2018 nicht mehr gedruckt und langsam aus dem Verkehr gezogen worden waren. In den USA hatte man die letzten Fünfhundert-, Tausend-, Fünf- und Zehntausend-Dollarscheine 1945 gedruckt, aus dem Verkehr waren sie jedoch erst 1969 gezogen worden, sie bleiben aber ebenso wie der nicht im Umlauf befindliche Hunderttausend-Dollarschein legales Zahlungsmittel. Letzterer hat dabei heute einen höheren Sammler- als Nennwert. Als letzten Akt hatte man 2020 mit der Herstellung der Einhundertdollarnote aufgehört. Sie blieb gültig, aber die Scheine wurden, wie die Fünfhunderter in Europa, langsam aus dem Verkehr gezogen. Da also die

USA sich auf die Zwanzigdollarnote als größten Nennwert ihres Bargelds beschränkten, entstanden bei den Drogenbossen fünfmal größere Geldberge, die, da andererseits der US-amerikanische Hunger nach Drogen stetig weiter wuchs, immer schwerer zu bewältigen waren.

Erste Zeitungsmeldungen über ein Verbot des Bargelds erschienen im Jahr 2013. Das Thema erzeugte keine großen Reaktionen, die öffentlichen Debatten griffen das Thema nicht auf, gerade darum wurden die Weichen in Richtung Bargeldabschaffung damals zügig gestellt. Ab 2005 musste Bargeld in der EU ab zehntausend Euro pro Person beim Zoll angemeldet werden. Dies diene der Bekämpfung von Terrorismus und der Geldwäsche, war das griffige Argument. In Schweden sagte Stockholms Polizeichefin Carin Götblad 2010 während der dortigen schon sehr frühen und gezielt angegangenen Kampagne zur Bargeldabschaffung: »Bargeld ist das Blut in den Adern der Kriminalität. In Skandinavien kauft man auch ein einzelnes Brötchen mit der Kredit- oder Debitkarte. Bettelnde Verkäufer der Obdachlosen-Zeitungen haben Kartenlesegeräte, um Almosen annehmen zu können, die man ihnen per Karte oder Handy gibt - um sie anschließend versteuern bzw. absetzen zu können.« In Wirklichkeit setzte man sich schon damals dafür ein, Fünfhundert- und Tausend-Kronen-Scheine abzuschaffen, deren Wert nur etwa fünfzig und einhundert Euro beträgt. »Zwei von drei Bargeldkronen sind schwarz«, erklärte auch die schwedische Gewerkschaftlerin Maria Löök. Bargeld, so der skandinavische Konsens, diene der Schwarzarbeit und der Hehlerei. Bargeld sei eine Einladung zur Kriminalität. 2011 wurden in Griechenland Barzahlungen ab eintausendfünfhundert Euro illegal, 2012 zog Italien nach und drückte das Limit in seinem Land sogar auf tausend

Euro hinab. Belgien setzte 2014 die zulässigen Bargeldsummen von fünf- auf dreitausend, Frankreich im September 2015 wie Italien auf tausend Euro. In keinem Fall entflammte eine öffentliche Debatte. Es gab keinen Widerstand. Alle Beschränkungen wurden verordnet und akzeptiert. Die von Leuten wie Rogoff vorgegebenen Argumente überzeugten. Oder sie wurden nicht beachtet. Die Menschen blieben stumm, und allgemein empfand man das Verschwinden des Bargelds als Ausdruck einer irgendwie neu entflammten Modernität, als das Einläuten einer neuen Epoche.

An einem Tag kurz nach ihrer Ankunft in Esperanza 2026 hatte Madeleine ihren Vorarbeiter in die Notaufnahme begleitet. Er hatte eine infizierte Wunde im Handteller, genau zwischen Daumenwurzel und Zeigefinger. Feldarbeit war hart, die Leute verletzten sich ständig. Dafür war das Krankenhaus da. Madeleine war der Widerwille schon aufgefallen, den alle gegenüber dem Krankenhaus hegten. Auch Paco musste sie an jenem Tag drängen, ins Krankenhaus zu gehen, und als der sich weiterhin weigerte, herrschte sie ihn schließlich an, sich in ihren Wagen zu setzen und fuhr ihn selbst.

Es war offensichtlich, dass der Mann Angst hatte. Keine Angst vor den Ärzten oder der medizinischen Behandlung, sondern Angst vor etwas, das ihm durch die Verwaltung geschehen könnte, als Illegaler identifiziert zu werden, vielleicht als arbeitsscheu eingestuft zu werden, Kosten zu generieren. Es war Alberti zu Beginn nur schwer gelungen, sich in dieser Männerwelt durchzusetzen, denn die mexikanischen Landarbeiter lebten immer noch in einer konservativen, antiquierten Welt, die ihrer Vorstellung nach von Männern beherrscht wurde. Egal, dass das seit Jahren nicht mehr so war. In ihrem Leben hatte sich nichts geändert. Aber Madeleine hatte vor allem zu Paco ein gutes Vertrauensverhältnis aufbauen können. Durch ihr sicheres und freundlich selbstbewusstes Auftreten war die Distanz zwischen ihnen geschwunden. Der Vorarbeiter respektierte sie und akzeptierte ihre Autorität in allen Aspekten der gemeinsamen Arbeit. Dass die Distanz nicht ganz aufgelöst war, spürte sie jetzt in der Krankenstation. Alberti versuchte in ihn zu dringen, denn er musste sich behandeln lassen, davon war sie überzeugt, denn unter diesen

klimatischen Bedingungen konnte sich jede Wunde schnell und leicht entzünden, aber der Mexikaner blieb verschlossen, wich ihren Fragen, ihrem Blick aus. Fühlte sich, das spürte Alberti genau, durch die Anwesenheit der Sicherheitskräfte im Krankenhaus extrem eingeschüchtert. Hinzu kam latenter Machismo, dass er von einer Frau, egal, ob sie seine Chefin war und egal, welches Verhältnis er sonst zu ihr hatte, an diesen Ort gefahren wurde. Natürlich hatten alle Angst vor den Krankenhauskosten, denn Feldarbeiter hatten keine Versicherung, und mussten in den USA selbst für ihre Versorgung aufkommen. Und obwohl das in Esperanza anders war, denn hier wurde automatisch jeder aufgefangen, blieben die Mexikaner scheu, denn die meisten waren illegal ins Land gekommen und glaubten den Versprechungen ihrer Chefs an diesem Ort nicht. Glaubten den Gringos sowieso nie und nichts. Doch nicht nur illegale Mexikaner konnten durch Krankenhauszahlungen ruiniert werden, auch Amerikaner. Weil sie nicht zahlen konnten, verließen viele Menschen den Ort, an dem sie lebten, wenn sie wegen einer ernsten Krankheit ein Krankenhaus und medizinische Hilfe in Anspruch genommen hatten und zogen in eine andere Stadt, einen anderen Bundesstaat, um sich der Rückzahlung der entstandenen Schulden zu entziehen. So erklärte sich das Verhalten von Madeleines Leuten, wenn sie sich verletzt hatten und alles sofort bagatellisierten, versicherten, sie würden das schon verbinden und sich selbst um alles kümmern oder einfach spurlos verschwanden. Einen, der sich böse in die Hand geschnitten hatte, fragte sie wütend, denn er war der Dritte in nur wenigen Tagen, ob er sich die Wunde auch selber nähen wolle. Als sie begriff, woher der Widerstand rührte und dass es Angst war, die sie antrieb, hatte sie ein Treffen einberufen, in dem sie ihren Leuten erklärte, wie die

Umstände und Abläufe in Esperanza waren und sie ihrer vollen Unterstützung versichert. Dass sie ihre Befürchtungen nicht beseitigt hatte, sah sie ihnen an, doch sie spürte auch, dass sich zwischen ihnen eine engere Verbindung geschlossen hatte, sie war nicht nur aus der Gruppe der Frauen herausgetreten, sie gehörte ab diesem Zeitpunkt auch nicht mehr der Gruppe der Gringos an. Sie war keine von denen, aber auch keine von ihnen. Das jedenfalls sagte ihr Paco, der Vorarbeiter, als sie in ihrem Pick-up vor dem Krankenhaus saßen.

»Wie hast du dich verletzt?«, fragte sie Paco. Du trägst doch deine Schutzhandschuhe, oder?«

»Ich trage Handschuhe, ja!«

»Und? Wie ist es passiert, oder hast du durch den Handschuh geschnitten?«

»Nein. Ich weiß auch nicht. Einfach so ...«

Madeleine blickte ihn von der Seite an und als der andere ihrem Blick auswich, stoppte sie den Wagen und sagte: »Raus mit der Sprache, wie ist das passiert?«

Paco erwiderte ihren Blick nicht, er sah zu Boden und nach ein paar halbherzigen Erklärungen schwieg er ganz und blickte aus dem Fenster. Madeleine fasste ihn an der Schulter: »Was ist hier los?«

»Ich darf nicht, entgegnete der Vorarbeiter. Sie haben es mir verboten. Wir dürfen nicht mal untereinander darüber reden.«

»Wer hat dir was verboten?«

»Die ...«, er machte eine unbestimmte Kopfbewegung.

»Unsere Chefs?«

»Die auch.«

»Wer sonst?«

»Alle Gringos!«

»Worum geht es um Himmelswillen? Zeig mal her die Wunde!«

Paco hielt ihr die Hand hin und Madeleine tastete über die schwielige Handfläche. Paco zuckte, als sie zu nah an die mit Eiter verkrustete, rot aufgeschwollene Stelle kam.

»Was hast du da? Wie hast du das gemacht? Du bist jetzt der Vierte, der genau an derselben Stelle eine Verletzung an der Handfläche hat. Red' endlich«, rief sie und schlug mit der flachen Hand aufs Lenkrad.

»Sie haben gesagt, sie werfen mich raus und bringen mich zurück nach Mexiko«, murmelte Paco.

»Ich bin's, Paco. Schau mal! Von mir erfährt keiner was. Mir kommen hier immer mehr Sachen komisch vor. Ich bin auf deiner Seite. Aber wenn ich nicht weiß, was vorgeht, kann ich nicht helfen.«

»Sie haben mir den Chip eingesetzt.«

»Sie haben was? Den Chip ... was für einen Chip?«

»Damit hier alles einfacher geht.«

»Einfacher?«

»Na, einkaufen, tanken, Kino, einen trinken oder essen gehen, eben alles!«

»Das haben sie dir gesagt?«

»Ja. Und sie haben mir einhundert *pavos* dafür gegeben ...«, er lachte.

»Einhundert Dollar, das ist doch was! Zeig mal her!«

»Die kommen auf mein Konto ...«

»... die kommen auf dein Konto, und du bezahlst dann mit dem Chip in deiner Hand?«

»Das haben sie gesagt.«

»Aber Alkohol darfst du nicht kaufen!«

»Samstags ja.«

»Und das haben sie dir auch erklärt?«

»Alles!«

»Und wie geht das?«

»Wie mit der Karte, ich leg nur jetzt die Hand auf eine Fläche und dann kommt die Abrechnung aus dem

Computer, wo früher die Kasse war. Am Check-out im Supermarkt.«

»Wo früher die Kasse war, Madeleine schüttelte den Kopf. Und wie hat sich das entzündet?«

»Keine Ahnung.«

»Und bei den anderen?«

»Bin kein Arzt.«

»Ok, komm, wir gehen jetzt ins Krankenhaus.«

»Vielleicht haben Sie Recht, vielleicht ist das am besten, immerhin haben die mir den Chip auch eingesetzt.«

»Hat das wehgetan?«, fragte sie auf dem Weg über den siedend heißen dunkelgrauen Asphalt und in die klimatisierte Kühle der Klinik.

»Kaum! Hat einmal gezuckt, da war das Ding schon drin. Danach hat es ein paar Tage geschmerzt, dann war es vorbei.«

»Haben sie die Hand aufgeschnitten?«

»Nein, das kommt mit einer Spritze, mit einer großen Spritze.«

»Wie sieht der Chip aus?«

»Wie eine kleine Tablettenkapsel oder wie eine *bala*«, er suchte nach dem Wort auf Englisch.

»Pistolenkugel«, half sie ihm, denn - und vor allem das hatte sich ebenfalls als große Hilfe im Kontakt mit ihren Arbeitern erwiesen - Madeleine sprach fließend Spanisch.

»Ja«, erwiderte Paco, »wie eine Pistolenkugel, nur viel kleiner.«

»Und was für ein Material ist das?«

»Sieht aus wie Metall.«

»Und den Chip haben jetzt alle?«

»Ja.«

»Deine Frau auch?«

»Nein, meine Frau arbeitet ja nicht.«